

## Linguistische Kulturanalyse

**Reihe  
Germanistische  
Linguistik**

---

Herausgegeben von  
Mechthild Habermann und Heiko Hausendorf

Wissenschaftlicher Beirat  
Karin Donhauser (Berlin), Stephan Elspaß (Salzburg),  
Helmuth Feilke (Gießen), Jürg Fleischer (Marburg),  
Stephan Habscheid (Siegen), Rüdiger Harnisch (Passau)

**314**

**Linguistische  
Kulturanalyse**

---

Herausgegeben von  
Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg,  
Joachim Scharloth und Noah Bubenhofer

**DE GRUYTER**

Reihe Germanistische Linguistik  
Begründet und fortgeführt von Helmut Henne, Horst Sitta und Herbert Ernst Wiegand

## Dank

Der vorliegende Band hätte ohne die tatkräftige Unterstützung vieler Beteiligter nicht erscheinen können.

Wir danken zunächst allen Beitragenden herzlich für ihre Mitarbeit und ihre Bereitschaft, auf unsere Vorschläge einzugehen.

Den Herausgebenden der Reihe Germanistische Linguistik und zwei anonymen Gutachtenden danken wir dafür, dass sie unser Publikationsprojekt befürwortet haben. Bei Daniel Gietz vom De-Gruyter-Verlag möchten wir uns herzlich für seinen Einsatz für das Projekt bedanken, insbesondere für seine geduldigen Antworten auf all unsere Fragen.

Ein großer Dank gilt Anne Diehr, Daniel Pfurtscheller und Sebastian Thome, die uns bei der Abschlussredaktion des Bandes entscheidend geholfen haben.

Beim Deutschen Seminar der Universität Zürich schließlich bedanken wir uns für die Bewilligung der Zusammenarbeit mit Andi Gredig. Diesem möchten wir ganz besonders danken: Er hat den Band in einer Weise in Form gebracht, die mit dem Stichwort *Layout* nur sehr unzureichend bezeichnet ist.

Wien, Stockholm, Zürich, Tokio und Winterthur, im Dezember 2018  
Juliane Schröter, Susanne Tienken, Yvonne Ilg, Joachim Scharloth und Noah Bubenhofer

ISBN 978-3-11-058305-2  
e-ISBN (PDF) 978-3-11-058589-6  
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-058359-5  
ISSN 0344-6778

**Library of Congress Control Number: 2019936554**

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

[www.degruyter.com](http://www.degruyter.com)



<https://doi.org/10.1515/9783110585896-202>

# Inhalt

Dank — V

Juliane Schröter, Susanne Tienken und Yvonne Ilg

## **Linguistische Kulturanalyse**

Eine Einführung — 1

Arnulf Deppermann

„s hat sicherlich auch öh (0.4) kultuRElle (0.8) öh n kultuREllen hintergrund“

*Kultur* in der alltäglichen Interaktion — 29

Sybille Krämer

## **Sprachgebräuche jenseits des Sprechens**

Oder: über die ‚stumme Epistemologie‘ der inskribierten Fläche — 51

Helmuth Feilke

**Konservierung und die kulturelle Kreativität der Sprache — 69**

Jakob Tanner

## **Binäre Codes und komplexes Denken**

*Digital Humanities* und Geschichtswissenschaft — 91

Damaris Nübling

## **Onomastische Kulturanalyse**

Was uns die Muster ostfriesischer Personennamen über die ostfriesische Kultur berichten (könnten) — 111

Lann Hornscheidt

## **Sprachliche Gewalt differenzieren**

Plädoyer für eine kulturanalytische diskriminierungskritische Sprachwissenschaft — 139

Ulla Kleinberger

## **Phraseologische Textvernetzung – online**

Dialogisches und intertextuelles Potential in Online-Debattenforen — 171

Britt-Marie Schuster

## **Meines Vaters Haus und des Trainers Credo**

Eine kulturanalytische Untersuchung pränominaler Genitivattribute — 195

Doris Tophinke

**Konstruktionale Aspekte schriftkultureller Autozentrierung im Spätmittelalter**

Zu einer markanten sprachlichen Neuerung in der Buchführung der Hansekaufleute des 14. Jahrhunderts — 219

Christa Dürscheid und Horst J. Simon

**Auf dem Weg zu einer pluriarealen Variantenpragmatik — 245**

Susanne Günthner

**„Kultur-in-kommunikativen-Praktiken“**

Kommunikative Praktiken zur Übermittlung schlechter Nachrichten in onkologischen Aufklärungsgesprächen — 269

Heiko Hausendorf

**Das *Ferienwetter* auf der Ansichtskarte**

Ein Wetterbericht im Schnittpunkt von Textlinguistik, Medienlinguistik und Korpuspragmatik — 293

Ulla Fix

**Kulturbezogene Textlinguistik und kulturanalytische Textstilistik**

Zwei Texte vom Ende des langen 19. Jahrhunderts — 323

Martin Luginbühl und Stefan Hauser

**Journalistische Kulturen aus der Perspektive einer kulturanalytischen Medienlinguistik — 347**

Heidrun Kämper

**Kulturlinguistik und sprachliche Sozialgeschichte**

Überlegungen zur Operationalisierung — 371

David Eugster

**„Political Correctness“ in der Schweiz**

Geschichte eines semantischen Schweizer Taschenmessers — 393

**Register — 413**

Juliane Schröter, Susanne Tienken und Yvonne Ilg

## Linguistische Kulturanalyse

### Eine Einführung

Wer sich einmal mit der Versprachlichung von Welt beschäftigt hat, kommt nur schwer wieder davon los: Wie z. B. kommt es, dass reihenweise Adjektive mit dem Affixoid *-freundlich* gebildet werden, und wohin führt es? Was bedeutet es, wenn bestimmte Zeiten und Gruppen Formulierungen mit *sich entschuldigen* gegenüber solchen mit *um Verzeihung bitten* bevorzugen? Was steht hinter der Tendenz zur Betonung von Wörtern wie *kulturell*, *Motivation* oder *Globalisierung* auf der ersten Silbe? Was lässt sich aus der Entwicklung von *Ende Gelände*, *hopp* oder *top*, *auf Augenhöhe* und anderen Phraseologismen schließen? Wie kann man die zunehmende Wahl des Perfekts auf Kosten des Präteritums interpretieren? Was impliziert der vermehrte Aufbau von Lebensläufen nicht mehr vom Ältesten zum Neusten, sondern vom Neusten zum Ältesten? Wie lässt sich die massive Expansion des Diskurses über Elternschaft ausdeuten?

Solchen und ähnlichen Fragen widmet sich die linguistische Kulturanalyse. Diese relativ junge Ausprägung sprachwissenschaftlicher Forschung ist Gegenstand des vorliegenden Bandes. Der Band wie auch diese Einführung in ihn zielen darauf ab, den *state of the art* der linguistischen Kulturanalyse darzustellen und zugleich deren *prospects for the future* auszuloten.

Dazu werden im Folgenden als Erstes die gegenwärtige Etablierung und die vorausgehende Entwicklung der Kulturlinguistik und linguistischen Kulturanalyse thematisiert (Abschnitt 1). Im zweiten Abschnitt werden zunächst die Kulturlinguistik als umfassendere Forschungsrichtung und die linguistische Kulturanalyse als eine Variante dieser voneinander unterschieden, bevor zentrale theoretische und methodische Charakteristika beider erörtert werden. Abschnitt 3 gibt eine Übersicht über die bislang in der Kulturlinguistik und linguistischen

---

**Anmerkung:** Wir danken Noah Bubenhofer und Joachim Scharloth herzlich für ihre hilfreichen Kommentare zur ersten Version dieser Einführung!

---

**Juliane Schröter:** Universität Wien, Institut für Germanistik, Universitätsring 1, 1010 Wien, Österreich, E-Mail: juliane.schroeter@univie.ac.at

**Susanne Tienken:** Universität Stockholm, Deutsches Institut, Universitetsvägen 10 E, 106 91 Stockholm, Schweden, E-Mail: susanne.tienken@tyska.su.se

**Yvonne Ilg:** Universität Zürich, Deutsches Seminar, Schönberggasse 9, 8001 Zürich, Schweiz, E-Mail: yvonne.ilg@ds.uzh.ch

- Potthast, Martin et al. (2018): A plan for ancillary copyright. Original snippets. *CEUR-WS.org* 2079. <http://ceur-ws.org/Vol-2079/paper1.pdf> (23. August 2018).
- Reichert, Ramón (2014): *Big Data. Analysen zum digitalen Wandel von Wissen, Macht und Ökonomie*. Bielefeld: transcript.
- Rohmann, Gregor (2015): Worte – Konzepte – Bedeutungen. Welche Historische Semantik für das Mittelalter? Abschlussstagung des Leibniz-Projekts „Politische Sprache im Mittelalter. Semantische Zugänge“, 19.–20. Februar 2015, Frankfurt am Main [Tagungsbericht]. *H-Soz-Kult* 15. Mai 2015. <http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-5972> (23. August 2018).
- Rosenberg, Scott (2017): How Google Book search got lost. *WIRED, backchance* 4. November 2017. <https://www.wired.com/2017/04/how-google-book-search-got-lost/> (23. August 2018).
- Sarasin, Philipp (2012): Sozialgeschichte vs. Foucault im Google Books Ngram Viewer. Ein alter Streitfall in einem neuen Tool. In Pascal Maeder, Barbara Lüthi & Thomas Mergel (Hrsg.), *Wozu noch Sozialgeschichte? Eine Disziplin im Umbruch*, 151–174. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Schechter, Ronald (2018): *A genealogy of terror in eighteenth-century France*. Chicago: University of Chicago Press.
- Schiel, Juliane & Stefan Hanß (2014): Semantics, practices and transcultural perspectives on mediterranean slavery. Semantiken, Praktiken und transkulturelle Perspektiven mediterraner Sklaverei. In Juliane Schiel & Stefan Hanß (Hrsg.), *Mediterranean Slavery Revisited*, 11–45. Zürich: Chronos.
- Schiel, Juliane (2014): Sklavennahme in der Seerepublik Venedig. Praktiken und Semantiken des Nehmens im spätmittelalterlichen Menschenhandel. *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 65 (9/10), 586–599.
- Schönpflug, Wolfgang (1969): N-Gramm-Häufigkeiten in der deutschen Sprache. I. Monogramme und Digramme. *Zeitschrift für experimentelle und angewandte Psychologie* XVI, 157–183.
- Skinner, Quentin (2009): *Visionen des Politischen*. Berlin: Suhrkamp.
- Steinmetz, Willibald (2008): Vierzig Jahre Begriffsgeschichte. The Stare of the Art. In Heidrun Kämpfer & Ludwig M. Eichinger (Hrsg.), *Sprache – Kognition – Kultur. Sprache zwischen mentaler Struktur und kultureller Prägung*, 174–197. Berlin: De Gruyter.
- Tanner, Jakob (2004): *Historische Anthropologie zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Walther, Rudolf (1990): Terror/Terrorismus. In Otto Brunner, Werner Conze & Reinhart Koselleck (Hrsg.), *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*. Bd. 6, 323–444. Stuttgart: Klett-Cotta.
- White, Hayden (1991 [1978]): *Auch Klio dichtet oder Die Fiktion des Faktischen. Studie zur Topologie des historischen Diskurses*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Damaris Nübling

## Onomastische Kulturanalyse

Was uns die Muster ostfriesischer Personennamen über die ostfriesische Kultur berichten (könnten)

**Abstract:** Der Beitrag plädiert für eine Ausweitung der kulturanalytischen Linguistik auf Eigennamen. Am Beispiel ostfriesischer Rufnamen wird gezeigt, wie Musterbildungen entstehen bzw. welche Rückschlüsse vermutete Namenkonstruktionen auf die dahinterstehende Kultur erlauben. Konkret geht es um Namenvergaben über die Geschlechtergrenze, die in beide Richtungen erfolgten. Dabei kam es zu verschiedenen morphologischen Umkodierungen (*Klaasina, Gretus*), aber auch zur direkten Vergabe männlicher Namen an Mädchen sowie weiblicher an Jungen. Rigide Nachbenennungspraktiken meist nach Vorfahren (*doing kinship*), aber auch nach Heiligen (*doing religion*), haben Geschlecht subordiniert. Auch der namentlichen Individualisierung waren unter diesen Bedingungen enge Grenzen gesetzt. Durch diese sog. *Benömnungspraxis* stand der Name eines Kindes lange vor seiner Geburt fest. Heutiger Reflex sind zahlreiche Unisexnamen und eine nur in Ostfriesland erlaubte Dreinamigkeit, bestehend aus Rufname + Patronym (väterlicher Rufname im Genitiv) + Familienname.

**Keywords:** Personennamen, Un/doing gender, Geschlechtergrenze, Nachbenennung, Ostfriesisch

## 1 Überlegungen zu einer onomastischen Kulturanalyse

Seit einigen Jahrzehnten kehrt mit dem Ansatz der linguistischen Kulturanalyse, zu deren prominentesten VertreterInnen Angelika Linke gehört, die Kultur in die Sprachwissenschaft zurück. Zuvor fand eine beispiellose „Entkulturalisierung“ (Jäger 2006; Schröter 2014) der Linguistik statt, was mit ihrer Dissoziation von der Literaturwissenschaft und der Volkskunde begründet wird, aber auch mit der Marginalisierung der Sprachgeschichte im Strukturalismus. Vor allem der Forma-

---

**Damaris Nübling:** Johannes Gutenberg-Universität Mainz, FB 05 – Philosophie und Philologie, Deutsches Institut, Historische Sprachwissenschaft des Deutschen, Jakob-Welder-Weg 18, 55128 Mainz, Deutschland, E-Mail: [nuebling@uni-mainz.de](mailto:nuebling@uni-mainz.de)

lismus, der an Sprachwandel nicht nur weitgehend desinteressiert ist, sondern diesen als (ver)störend begreift, hat daran maßgeblichen Anteil. Ein erstaunlich selbstgenügsamer Deskriptivismus beherrscht bis heute weite Teile der ‚modernen‘ Linguistik. Besonders manifest werden die Folgen all dessen, wenn man sich den Wissensstand der historischen Semantik vergegenwärtigt: Kaum eine linguistische Teildisziplin dürfte noch so unverstanden und untererforscht sein. Ohne Einbezug der Kultur (und das heißt auch konkret: von größeren Korpora, von den diskursiven Einbettungen der fraglichen Lexeme) ist diesem Defizit nicht beizukommen (vgl. Hermanns 1995). Einzelne begriffsgeschichtliche Studien liegen vor, der umfassende Überblick fehlt noch.

Dabei hatte sich die synchrone Linguistik ab der Mitte des 20. Jhs. aus einer relativ fortgeschrittenen historischen Sprachwissenschaft herausgebildet, die in ihren Anfängen die kulturhistorische Perspektive dezidiert im Blick hatte, z. B. bei Wilhelm von Humboldt, Jacob Grimm, Wilhelm Schleicher. Dem folgten mehrere Jahrzehnte des ‚Kulturverlusts‘ und der Fragmentierung nicht nur der Germanistik, sondern auch der Linguistik, was die Abkoppelung der historischen Sprachwissenschaft und (bis in die 1980er Jahre) ihren Dornröschenschlaf als Hilfswissenschaft der Mediävistik einschloss. Mit Leo Weisgerbers und Utz Maas‘, vor allem aber mit Angelika Linkes Arbeiten wurde die dezidierte Verschränkung der Analyse von Kultur und Kommunikation vorangetrieben. Mittlerweile hat sich hieraus eine Schule entwickelt, die bei konsequenter Nutzung zunehmend verfü- und linguistisch befragbarer historischer Korpora die äußerst fruchtbare Synthese von Kultur- und Korpuslinguistik leistet (vgl. bspw. Tienken 2008; Bubenhofer 2009; Schröter 2016). Soziale Praktiken werden maßgeblich durch sprachliche Praktiken vollzogen, ihre Usualisierung durch beständige Repetition führt zur Entstehung kulturell signifikanter sog. Sprachgebrauchsmuster, die zu immer festeren Strukturen verhärten und schließlich in Lexikon und Grammatik sedimentieren können (z. B. Linke 2011). Auf der Textebene führen diese Mechanismen zur Herausbildung neuer Textsorten bzw. kommunikativer Gattungen (vgl. Linke 2010; Tienken 2015).

In diesem Beitrag möchte ich dafür werben, mit der Onomastik dem kulturalanalytischen Ansatz eine weitere Komponente hinzuzufügen. Es gibt keinen logischen Grund, Namen aus der Linguistik auszusondern, sind sie doch ‚nur‘ eine besondere Art von Substantiven. Faktisch werden sie jedoch regelmäßig vergessen, auch – soweit ich sehe – von der kulturalanalytischen Linguistik: Namen standen bislang noch nie im Zentrum eines Beitrags. So nimmt zwar der jüngst erschienene HSK-Band „Sprache – Kultur – Kommunikation“ (Jäger, Holly & Krapp 2016) zahlreiche Teildisziplinen der Linguistik ebenso wie ihre Nachbardisziplinen ausgiebig in den Blick, doch ist von Namen nirgendwo auch nur beiläufig die Rede (auch der abschließende Blick in den Index bestätigt dies).

Namen fallen immer wieder durch das Beobachtungsraster. Hier wirken nicht zu unterschätzende Wahrnehmungsmuster. Dabei besetzen Personennamen die Spitze der linguistischen Belebtheitshierarchie und sind sie von unermesslicher, mehrheitlich noch unverstandener Bedeutung für den Menschen und seine Identität – sei es, was ihre Vergabe betrifft (die die biologische zur sozialen Geburt transformiert und das Kind zum Gesellschaftsmitglied erhebt), oder sei es ihr alltäglicher Gebrauch, der immer wieder die besondere Beziehung zwischen Personen vonseiten der NamenverwenderInnen definiert und konstruiert. Man denke hier nur an die vielfältigen Möglichkeiten, Rufnamen abzuwandeln oder nur auf besondere Art auszusprechen. Ähnlich wie Geschlecht gehören Namen weniger dem Namenträger selbst, als dass sie durch andere anerkannt werden müssen, was einschließt, dass sie (als Akt besonderer Aggression) auch aberkannt werden können (vgl. Siegfried 2018).

Genau genommen ist der Onomastik Ähnliches widerfahren wie der historischen Linguistik: Sie wurde bzw. sie hat sich selbst marginalisiert, sich von der historischen wie der synchronen Linguistik entfernt und zum Orchideenfach exotisiert, wo sie sich seit Jahrzehnten mehrheitlich der Etymologisierung verdunkelter, meist toponymischer Einheiten widmet. Dabei waren Phonologie, Morphologie und Syntax von Eigennamen selbstverständlicher Bestandteil der Grammatiken früherer Jahrhunderte. Heute befindet sich die Namengrammatik in einem toten Winkel: Einerseits befassen sich Linguistik und Grammatikografie nur peripher damit, andererseits interessiert sich die Onomastik kaum für Namengrammatik. Auch kann von einer vitalen Sozioonomastik oder Namenpragmatik keine Rede sein. Wir verfügen nur über wenig belastbares Wissen, was das Verhältnis von Kultur und Namen betrifft oder die genaue Funktion von Namen im Gespräch (vgl. jedoch unlängst Günthner 2016; Nübling & Hirschauer 2018). Paradoxerweise wissen wir über denjenigen Namentyp am wenigsten, der uns am meisten angeht, nämlich den Personennamen, speziell den Ruf- und den Kosenamen. Kosenamen und insbesondere Intimnamen (meist Paarnamen) sind, wie alle Bereiche des privaten Lebens, notorisch schwer zu erheben. Doch gibt es keinen echten Grund, weshalb wir praktisch nichts über die gesamte (elterliche) Vergabep Praxis von Rufnamen wissen. Umfragen deuten darauf hin, dass es Lautstrukturen sind, die heute *das* Kriterium für die Namenwahl bilden. Die sog. Euphonie eines Namens entscheidet über seine Vergabe. Da die traditionelle Onomastik linguistisch wenig interessiert und informiert ist, ist nie hinterfragt worden, was denn einen gut klingenden Namen ausmacht: Ist es die Länge, der Vokalreichtum, seine Laut- oder Silbenstruktur, die phonologische Füllung, die Prosodie? Spielt bei alledem auch die Beschaffenheit des Familiennamens eine Rolle? Was wäre umgekehrt ein schlecht klingender, ein kakophonischer Name?

Onymische Lautstrukturen sind in vielen Kulturen auch maßgeblich an der Kodierung und damit an der Konstruktion von Geschlecht beteiligt. Außerdem indizieren sie weitere Differenzen wie Alter, Bildung, Konfession, Regionalität, Nationalität, deren Relevanz für die NamenträgerInnen nicht hoch genug veranschlagt werden kann (vgl. Schmidt-Jüngst 2018). Dagegen spielen die einstige wörtliche Bedeutung von Namen, ihre Herkunft (ob biblisch oder nicht, christlich oder jüdisch etc.) oder ob sie bereits von Vorfahren getragen wurden, bei ihrer Vergabe kaum noch eine Rolle: Es ist allein ihr sog. Wohlklang, die Phonologie, ihre reine Materialität. Deshalb werden wir uns im Folgenden auch dezidiert mit Namenphonologie befassen.

Generell darf man sich über mehrere in unserer Kultur kaum hinterfragte (normalisierte) Prämissen und Praktiken wundern, z. B. dass Eltern über die onymisch realisierte Kategorisierung ihrer Kinder entscheiden dürfen (und nicht die Namenträger/innen selbst), dass ein Namenwechsel – z. B. bei Volljährigkeit – nicht vorgesehen ist (wie dies für Schweden gilt) und dass überhaupt von einer lebenslangen onymischen Kontinuität ausgegangen wird: Der Name eines Menschen begleitet ihn sein ganzes Leben lang, der Säugling trägt den gleichen Namen wie die Greisin, es sei denn, sie hat bei der Heirat den ehemännlichen Familiennamen angenommen.<sup>1</sup> Wie der amerikanische Soziologe Richard Alford (1988) anhand des onomastisch-typologischen Vergleichs von 60 (kleineren, nicht-industriellen) Kulturen festgestellt hat, ist Namenwechsel an biographisch relevanten Zäsuren der Normalfall. Auch benennen nicht alle Gesellschaften ihre Neugeborenen direkt nach der Geburt, sondern oft erst dann, wenn ihr Überleben gewährleistet ist (etwa wenn das Kind abgestillt ist oder laufen kann): Die Benennung leistet die Transformation von der biologischen zur sozialen Geburt. Ein noch unbenanntes Kind, das stirbt, wird in solchen Kulturen weder betrauert noch bestattet, da es noch kein Gesellschaftsmitglied, keine Person war. Auch was die Formen der sog. Nachbenennung betrifft, erstaunt die Tatsache, dass Patronymie (selten Metronymie), also die direkte Weitergabe väterlicher oder großväterlicher Namen an die Kinder, zwar für Europa den unmarkierten Normalfall darstellt (hier als Muster in *son-* bzw. *sen-*Namen erstarrt oder einfach nur in Genitiven wie *Gerhards*, *Otten*). Doch gilt das nicht weltweit. Nach Alford (1988) benennen nur 11 der 60 untersuchten Gesellschaften Kinder nach ihren Eltern. Dagegen ist mit 21 von 60 Gesellschaften die Spiegelung davon, die sog. Teknonymie, also die Benennung von Eltern nach ihren Kindern (oft nach dem

<sup>1</sup> Heirat bzw. Elternschaft ist heute noch die einzige biographische Zäsur, die in Deutschland einen Namenwechsel zwar nicht mehr erzwingt, aber ermöglicht, und dies seit 1994 auch seitens des Mannes.

ersten Sohn), weiter verbreitet. Sobald das Paar zu Eltern aufsteigt, wechseln beide ihren Namen und nennen sich fortan *Vater* bzw. *Mutter von X* [= Name des Kindes], wobei auch hier Musterbildungen in Form von Affixen eingetreten sind. In Schweden, das zu den onymisch liberalsten Gesellschaften gehört, hatte 2013 ein Fall von Teknonymie für Aufsehen gesorgt: Ein Vater namens *Gert Bondesson* hat sich nach seiner Tochter *Nathalie* in *Gert Nathaliespappa* umbenannt (und sie sich umgekehrt patronymisch in *Nathalie Gertsdotter*).<sup>2</sup> In Schweden werden derzeit tradierte onymische Muster enthärtet, was zu neuen Musterbildungen führen wird, die es nun zu beobachten gilt.

Eine kulturanalytische Onomastik, die sowohl solche Namengebungs- und Namenverwendungspraktiken als auch die daraus sedimentierenden Namenstrukturen ernstnimmt, steckt noch in den Kinderschuhen. Im Folgenden schlagen wir – als eine wichtige Möglichkeit, Musterbildungen identifizieren zu können – die kontrastive Perspektive ein und zusätzlich die historische. Wir begeben uns in die nahe und doch ferne Namenkultur des (historischen und heutigen) Ostfrieslands. Außerdem schauen wir auf die deutsche Namenkultur. Die ostfriesische Sprache wurde seit dem 13. Jh. sukzessive durch das Niederdeutsche ersetzt, so dass es sich heute nur noch auf das Saterland mit ca. 1000 bis 2000 SprecherInnen beschränkt. Was aber in großer Fülle überliefert ist, sind Eigennamen, und zwar nicht nur Orts-, sondern auch und vor allem Rufnamen. Diese Rufnamen verhalten sich erstaunlich geschlechtsindifferent. So gibt es zahlreiche Unisexnamen, aber auch andere aus deutscher Sicht befremdliche Phänomene. Wir befassen uns zunächst mit der Phonologie deutscher und anschließend ostfriesischer Rufnamen, um später auch morphologische, syntaktische und lexikalische Musterbildungen aufzudecken. Ihre Deutung kann nur vor einem soziokulturellen Hintergrund geleistet werden.

## 2 Rufnamen in Deutschland: Phonologische geschlechtsindizierende Musterbildungen

Wenn wir im Folgenden von deutschen Rufnamen (Vornamen) sprechen, so sind damit typische (häufig vergebene) Rufnamen in Deutschland gemeint. Die wenigsten sind heute noch deutsch (germanisch) im sprachhistorischen Sinn (das wären Namen wie *Mechthild*, *Gerhard*). Auch wenn die meisten Rufnamen also anderen Sprachen als dem Deutschen entstammen, so enthalten sie doch

<sup>2</sup> Siehe <http://spraktidningen.se/artiklar/2013/02/farval-svensson> (3. Juni 2018).

signifikante Muster, was daran liegt, dass wir aus einem schier unbegrenzten Inventar Namen auswählen dürfen. Wir entlehnen präferierte Klangmuster, und zwar aus Prestigekulturen. Von höchster Relevanz ist für uns, der Namenphonologie das Geschlecht der NamenträgerIn entnehmen zu können.<sup>3</sup> Wie in Nübling (2018) ausgeführt, gibt es deutliche Musterunterschiede zwischen Frauen- und Männernamen, die man prosodisch-phonologisch analysieren und operationalisieren kann (s. Tabelle 1). Bei den zugrunde gelegten Namen handelt es sich um die 200 häufigsten Namen der derzeit lebenden Bevölkerung (genauer die 100 häufigsten Frauen- und 100 häufigsten Männerrufnamen).<sup>4</sup>

**Tab. 1:** Wichtigste musterhafte phonologische Unterschiede zwischen den 100 häufigsten Frauen- und Männerrufnamen

Merkmal	weibliche Rufnamen	männliche Rufnamen
1. Silbenzahl	Ø 2,54	Ø 1,92
2. Hauptakzent	erste Silbe: 67 %	erste Silbe: 90 %
3. Konsonanten-/Vokalanteil	K < V: 22 % K = V: 40,5 % K > V: 37,5 %	K < V: 10 % K = V: 33 % K > V: 57 %
4. Auslaut	auf Vokal: 78,5 % auf Konsonant: 21,5 %	auf Vokal: 19 % auf Konsonant: 81 %

Zusammengefasst lauten die wichtigsten phonologischen Geschlechterunterschiede wie folgt:

1. Frauennamen sind mit durchschnittlich 2,54 Silben deutlich länger als Männernamen mit 1,92 Silben. Einsilbigkeit ist das exklusivste Männlichkeits-

<sup>3</sup> In Deutschland sind selbstkreierte Vornamen erlaubt, sofern sie wie solche aussehen. Die Gesellschaft für deutsche Sprache, die auch Vornamenberatung leistet, schreibt 2016: „650 Standesämter stellen Anfragen an die GfDS, ob beispielsweise auch ein erfundener Vorname geht: ‚Endungen mit ia für Mädchen und us für Jungen gehen eigentlich immer‘“ (Lamparth 2016: 236). Dies unterstreicht die Relevanz der Geschlechtskennzeichnung. Ist das Geschlecht erkennbar, spielt der restliche Namenkörper kaum eine Rolle.

<sup>4</sup> Für die Ermittlung dieser Namen sei Knud Bielefeld gedankt. Die Liste dieser Namen sowie Erläuterungen zur angewandten Methode finden sich unter [www.beliebte-vornamen.de/28071-derzeit-lebende-bevoelkerung.htm](http://www.beliebte-vornamen.de/28071-derzeit-lebende-bevoelkerung.htm). Offizielle Statistiken zur Häufigkeit von Rufnamen und ihrer Verteilung auf die Gesamtbevölkerung gibt es für Deutschland nicht.

- merkmal. Es gibt unter den Top 100 keinen einzigen einsilbigen Frauennamen. Umgekehrt führen bei den dreisilbigen Namen die weiblichen mit 70 %.
2. Männernamen sind mit 90 % deutlich häufiger auf der ersten Silbe betont als Frauennamen mit 67 %. Anders gesagt: Frauennamen sind ca. dreimal so häufig auf einer nicht-ersten Silbe betont, vgl. *Michael* mit *Michaëla*, *Mártin* mit *Martína*. Man sieht, dass durch die Femininmovierung der Name länger wird und der Akzent häufig auf eine hintere Silbe springt. Doch sind bei Weitem nicht alle Frauennamen moviert.
  3. Frauennamen enthalten, pauschal gesagt, deutlich mehr Vokale als Männernamen.
  4. Frauennamen enden zu fast 80 % auf einen Vokal (-a oder -e), während Männernamen etwa ebenso häufig konsonantisch auslauten. Der exklusivste Weiblichkeitsmarker ist finales -a: Allein 49 Namen der weiblichen Top 100 enden so, während es unter den männlichen Top 100 nur einen einzigen gibt (*Sascha* auf Platz 97). Weiblich assoziiert ist auch der unbetonte Auslaut auf Schwa (*Simone*, *Elke*).<sup>5</sup> Umgekehrt ist der o-Auslaut exklusiv männlich besetzt, allerdings kommen solche Namen nicht allzu häufig vor (z. B. *Marco*).

Der Auslaut stellt die salienteste und mit jeweils 80 % struktureller Divergenz auch die verlässlichste Position zur Geschlechtsklassenmarkierung dar. Dies rechtfertigt die Rede von einem ‚sprachlichen Genital‘, auch vor dem Hintergrund, dass Transgender-Personen bei ihrem alten Namen den Auslaut am meisten ablehnen und im Zuge ihres Namenwechsels vor allem diesen Auslaut bearbeiten (vgl. Nübling 2017b: 317; Schmidt-Jüngst 2018). Transmännern ist oft daran gelegen, einen möglichst kurzen Namen anzunehmen; umgekehrt wählen Transfrauen gerne lange Namen. Eine bekannte intergeschlechtliche Person, deren Körper nach der Geburt operativ weiblich bearbeitet wurde und die bislang *Sandra* genannt wurde, hat ihrem Namen ein -o hinzugefügt (*Sandrao*), um die Zugehörigkeit zu beiden Geschlechtern zu markieren.

Bei diesen Strukturunterschieden handelt es sich keineswegs um zufällige phonologische ‚Geschmacksunterschiede‘, also statistisch mehr oder weniger zufällige Geschlechtsmarkierungsunterschiede von sozialer Irrelevanz. Ganz im Gegenteil wenden wir dieses phonologische Wissen im Alltag ständig an, wenn wir unbekannte Namen hören (und irritiert sind, wenn wir ihnen kein oder ein

<sup>5</sup> So berichtet Oelkers (2003), dass ihr Interesse an Namen auf einem ursprünglichen Versehen beruhte: In einem Beitrag hatte sie den britischen Sprachwissenschaftler Greville Corbett fälschlicherweise als Frau klassifiziert. *Greville* ist im Deutschen durch das finale -e stark weiblich assoziiert: Namen auf -e haben eine 90%ige Wahrscheinlichkeit, Frauen zu bezeichnen.

falsches Geschlecht ‚anhören‘). Auch empfehlen StandesbeamtenInnen bei selbst kreierten Namen im Fall ‚falscher‘ Geschlechtsassoziationen eine entsprechende Bearbeitung (so geschehen bei *Euro*, womit Eltern 2011 ihr neugeborenes Mädchen benennen wollten und die sich mit dem Standesamt einigten, es *Eurone* zu nennen). Oder sie verbieten sie sogar, wie der Fall *Kiran* im Jahr 2008 gezeigt hat: Eine indischstämmige Familie wollte ihrer Tochter den in ihrer Kultur geschlechtsneutralen Namen *Kiran* geben, was ihr mit dem phonologisch-intuitiv gewonnenen standesamtlichen Verweis, dies sei – so wie *Christian*, *Fabian*, *Julian* auch – ein Jungennamen, verwehrt wurde. Dagegen zogen die Eltern bis vor das Bundesverfassungsgericht, das die wichtige Entscheidung fällte, dass ein geschlechtsneutraler Name fortan nicht (mehr) gegen das Kindeswohl verstoße. Damit durfte das Mädchen *Kiran* heißen und sind seitdem Unisexnamen in Deutschland erlaubt.<sup>6</sup> Verboten sind nach wie vor gegengeschlechtliche Namen: Mädchen dürfen keine Jungennamen tragen und umgekehrt.

Ein weiteres Argument für die Befrachtung phonologischer Namenstrukturen mit Geschlecht bildet die Replizierung eines amerikanischen Experiments, die Gerhards (2003) mit 184 Deutschen durchgeführt hat und in dem es darum ging, 16 zufallsausgewählten unbekannt Namen aus New York ein Geschlecht zuzuweisen. Dies hat zu stark übereinstimmenden Zuweisungen geführt. Nur bei *Jorell*, *Kariffe*, *Shameki* und *Chanti* waren sich die Testpersonen unsicher, was an den ambigen Auslauten liegen dürfte. Gerade *-i* als hypokoristische Endung für beide Geschlechter (*Uschi*, *Hansi*) verdeckt das onymische Genital, hier *-a* (*Ursula*) vs. Konsonant (*Hans*).

Wie in Nübling 2017a gezeigt, wird gerade bei Kosenamen, die v.a. in Paarbeziehungen ihren Ort haben, das onymische Geschlecht systematisch verschleiert durch Überlagerung des Auslauts durch hypokoristisches *-i* oder *-chen*. Oder durch seine Entfernung wie bei *Alex* < *Alexandra*, *Chris* < *Christina*, wodurch konsonantisch auslautende, teilweise sogar einsilbige Frauennamen in großer Zahl gebildet werden (selbst Namen auf *-o* wie *Lilo* < *Lieselotte*, *Leo* < *Leonie* stören hier nicht). Dabei kann es sogar zu identischen (Unisex-)Formen kommen, z. B. *Uli* < *Ulrike* wie *Ulrich*, *Alex* < *Alexandra* wie *Alexander*. Auch Übernamen wie *Schatz(i)*, *Liebling* werden reziprok-geschlechtsindifferent gebraucht. Dies hat, wie Hirschauer (2013) aus soziologischer Perspektive gezeigt hat, damit zu tun, dass das Geschlechterspiel (*doing gender*) zwar eine wichtige Ressource zur Anbahnung von Paaren ist, dass es jedoch in einer etablierten Partnerschaft der viel wichtigeren Individualwahrnehmung im Weg steht: Geschlecht behindert die Wahrnehmung der Persönlichkeit und tritt daher sowohl in der äußeren Erschei-

nung (Kleidung etc.) als auch dem Verhalten der beiden PartnerInnen zurück – und vor allem bei deren Kosenamen. Jenseits intimer Kontexte, d. h. im öffentlichen Raum, ist das namentliche Geschlecht jedoch nach wie vor so wichtig, dass Unisexnamen immer noch der Rede wert sind und es auch nach dem *Kiran-Urteil* 2008 zu keinem Run auf Unisexnamen kam. Die onymische Geschlechtergrenze ist weiterhin von großem Belang.

Diese Geschlechtergrenze drohte jedoch einmal brüchig und damit durchlässig zu werden: Durch die mittelhochdeutsche Nebensilbenabschwächung wurden sämtliche unbetonten Vokale zu indifferentem [ə] nivelliert. Entgegen aller Lautgesetzlichkeit und, wie Bach (1952: 105) behauptet, nach lateinischem Vorbild wurde die phonologische Geschlechtergrenze wieder repariert (*boundary making*), indem volle Nebensilbenvokale ausschließlich bei Rufnamen (und nicht bei Appellativen) restituiert wurden. Steche (1927) würdigt dies als einer der wenigen als sprachhistorische Sensation:

So wurden aus den mhd. Formen *brune*, *huge*, *otte*, *berte*, *eve*, *gisele* die nhd. Namen *Bruno*, *Hugo*, *Otto*, *Berta*, *Eva*, *Gisela*; bei einigen weiblichen Namen blieben die mhd. Formen mit abgeschwächtem Endlaut neben den neuen erhalten: *Else* und *Elsa*, *Marie* und *Maria*. Diese Wiederbelebung klangvoller Endsilben ist ein ganz außergewöhnlicher Vorgang in der deutschen Sprachgeschichte. (Stecher 1927: 141)

Diese Tatsache erklärt, warum Namen auf *-a* eher weiblich konnotiert sind. Wie oben gezeigt, hat *-a* (und auch *-e*: *Simon* vs. *Simóne*) den morphologischen Status eines onymischen Movierungssuffixes inne. Seit Jahrhunderten generieren wir hierdurch Frauen- aus Männernamen. Da es dabei auch (nach romanischem Muster) zu Akzentumsprüngen nach hinten kam, hat sich hieraus die generelle Affinität von Frauennamen zu nicht-initialbetonten, langen und vokalisch auslautenden Namen entwickelt. Aus ursprünglich kulturell (patriarchalisch) induzierten sprachlichen Praktiken (Männernamen können zu Frauennamen deriviert werden, die umgekehrte Richtung ist ausgeschlossen) sind morphologische Muster entstanden (unilaterale Movierungen), die ihrerseits phonologische Effekte bzw. Klangmuster generiert haben, die schließlich auch für nicht-movierte Frauennamen gelten. Dass eine solche Phonologisierung morphologischer Muster erfolgt ist, erweist sich an Namen ohne männliche Namenbasis, z. B. *Helene* bzw. *Helena*, *Sabine* bzw. *Sabina*.<sup>7</sup> Hier haben Reanalysen an der Morphologie-

<sup>6</sup> Vgl. [http://www.bverfg.de/e/rk20081205\\_1bvr057607.html](http://www.bverfg.de/e/rk20081205_1bvr057607.html) (23. Januar 2019).

<sup>7</sup> Dass sich seit der Jahrtausendwende ein Wandel abzeichnet, der (italienische bzw. hebräische) Männernamen auf *-a* salonfähig macht (*Luca*, *Noah*, *Jona*, *Elia*, *Joshua*), wird in Nübling (2018) diskutiert. Davon sind aber *a*-Auslaute mit morphologischem Status strikt ausgenommen, d. h. *Paula* oder *Michaela* haben (bislang) keine Chance, ihr Geschlecht zu verlieren. Im Gegen-

Phonologie-Schnittstelle und damit Strukturverfestigungen bzw. -verdichtungen stattgefunden. Beobachten lässt sich die Sedimentierung einstiger ‚Kultur‘ über Morphologie in die unterste Sprachschicht amorpher, rein phonologischer Materialität. Die Lautmuster morphologisch unbearbeiteter Namenkörper (kürzere Wortkörper, Initialakzente, geschlossene Endsilben) wurden im Umkehrschluss männlich aufgeladen. Auf Ganze gesehen lässt sich exemplarisch zeigen, wie kulturelle Prozesse zu Phonologie erstarren. Solche Muster lassen sich dann auf andere Wörter übertragen, z. B. auf Produktnamen, die solchermaßen genderisiert zum *gender marketing* genutzt werden (vgl. Cassidy et al. 1999, zu Deodorantnamen vgl. Ackermann 2011).

### 3 Rufnamen in Ostfriesland: Durchlässigkeit der onymischen Geschlechtergrenze

Auf eine komplett andere Situation als im restlichen Deutschland stößt man im historischen und teilweise noch im heutigen Ostfriesland. Hier geht man grundlegend anders mit der Geschlechtergrenze um, die Binarisierung bzw. Polarisierung des Rufnameninventars ist geringer ausgeprägt, Unisexnamen sind gewöhnlich. Wir befassen uns zunächst mit der Verwischung der onymischen Geschlechtergrenze, um dann die Fälle ihrer Überschreitung zu beobachten.

Leider gibt es nicht viel wissenschaftlich belastbare Literatur über ostfriesische Namengebung und Namenstrukturen. Mit Raveling (1988) und Tammerna (2009a) liegen jedoch auf historischen Quellen basierende Namensammlungen vor, die diesem Beitrag zugrunde gelegt und deren spezifische Strukturen auf ihre kulturelle Signifikanz hin befragt werden.

#### 3.1 Verwischung der onymischen Geschlechtergrenze

Unisexnamen sind in Ostfriesland bis heute ausgesprochen häufig. Die wenigen deutschlandweit geltenden Unisexnamen stammen denn auch aus diesem Gebiet: *Heike, Eike, Aike, Kai, Tomke*. Diese Namen und viele mehr bezeugen eine

---

zug lässt sich jedoch beobachten, dass derzeit die Namen neugeborener Mädchen so häufig wie noch nie auf *-a* auslauten, d. h. eine echte Konvergenz (bzw. namengeschlechtliche Entdifferenzierung) ist nicht wirklich festzustellen. Dies beobachtet auch Moser (2009) für die Namen neugeborener Mädchen in Zürich zwischen 1988 und 2008.

bemerkenswerte Irrelevanz gegenüber dem Geschlecht ihrer Träger. Diese ganz andere Entwicklung hat ebenfalls mit der im Mittelalter eingetretenen Nebensilbenabschwächung zu tun, der man im Ostfriesischen jedoch freien Lauf gelassen hat. Dadurch sind massenweise weibliche und männliche Namen germanisch-friesischer Herkunft zusammengefallen oder einander phonologisch-strukturell so ähnlich geworden, dass von geschlechtsindizierenden Klangmustern keine Rede sein kann. So sind der alte Frauename *Hildegard* und der Männername *Hildebrand* durch verschiedene Kürzungen in *Hidde* (m/w) zusammengefallen. Germanische Frauen- und Männernamenkomposita konnten, wie hier, durchaus das gleiche Erstglied enthalten. Entscheidend war allein das Genus des Zweitglieds (feminin bei Frauen-, maskulin bei Männernamen). Denselben Weg haben viele weitere Namen beschritten, z. B. *Habbe* (m/w) < *Hadbert* (m) und *Hadburg* (w), *Lutger* (m/w) < *Liutger* (m) und *Liutgart* (w). Dieser zweisilbige, schwa-auslautende Unisextypus ist ungemein häufig vertreten.

Die phonologischen Ähnlichkeiten gehen jedoch noch weiter: Friesische Rufnamen scheinen keine geschlechtstypischen Klangmuster zu kultivieren. Männernamen können auf alle möglichen Vokale, auch auf *-a*, enden (*Tamma*). Umgekehrt können Frauennamen auf *-o* (*Iljo*) oder Konsonant(en) enden wie *-st* (*Reinst*), *-er* (*Herter, Tomker*) etc. Im Deutschen sind insbesondere Namen auf *-(e)rich* männlich assoziiert (*Friedrich, Ulrich*); nicht so im Ostfriesischen, wo solche Strukturen auch bei Frauennamen üblich sind und v.a. waren (vgl. Tammerna 2009a: 281–286; Raveling 1988: 25). Es scheint sich dabei um Namen zu handeln, die früher auf *-burg* bzw. *-borg* endeten; dieses Zweitglied wurde im Auslaut spirantisiert und enttont (> *-berch*), Sprossvokale konnten dazwischentreten (*-berich*), und dieses Produkt konnte wiederum zu *brich* kontrahiert werden: *Waldburg* > *Wolberich, Wolbrich*; *Sigburg* > *Sieberich, Siebrich*; *Egburg* > *Eberich, Ebrich* etc. So sind bspw. *Eberich* und *Elmerich* Frauennamen, *Elberich* bzw. *Eilrich* Männernamen. Ebenso können die Namen beider Geschlechter einsilbig sein: *Ryxt, Hilst* (w), *Oost, Bernst* (m). Kurzum: Phonologische geschlechtsindizierende Musterbildungen scheinen im Ostfriesischen nicht eingetreten zu sein. Allerdings gibt es durchaus Movierungssuffixe, die geschlechtsdefinit sind. Diese wurden aber nicht phonologisiert, sie haben weiterhin morphologischen Status inne.

#### 3.2 Überschreitungen der onymischen Geschlechtergrenze

Auch wenn bei vielen ostfriesischen Namen die Geschlechtergrenze verwischt ist, so gibt es dennoch klare Männer- und Frauennamen (die man eben kennt: nach Alford (1988) fällt dies unter die sog. konventionelle Geschlechtsmarkierung).

Diese Namen konnten jedoch mithilfe spezifischer Wortbildungen (nach Alford sog. formale Geschlechtsmarkierung) über die Geschlechtergrenze geschickt werden, d. h. es kam in Ostfriesland zu einem lebhaften beidseitigen Grenzverkehr (*crossing*). Praktisch jeder Name konnte, mit einem Movierungssuffix als ‚Pass‘ ausgestattet, die Grenze passieren – und dies, entgegen dem restlichen Deutschland (und m. W. auch Europa) unbeschränkt in beide Richtungen: Männernamen konnten ‚weiblich‘ und ebenso Frauennamen ‚männlich‘ gemacht werden (s. 3.2.1). Mehr noch: Es kam sogar zu Grenzübertritten ohne ‚Pass‘: Genuine Männernamen konnten in unveränderter Form an Mädchen und ebenso (wenngleich seltener) Frauennamen an Jungen vergeben werden (s. 3.2.2). Diese Verhältnisse galten bis ins 19. Jh., teilweise sogar ins frühe 20. Jh. hinein.

### 3.2.1 Feminin- und Maskulinmovierungen

Noch heute sind zahlreiche einstmals movierte Rufnamen als feste Einheiten in Umlauf. Ihren erstarrten Strukturen müssen wir den einstigen kulturellen Sinn abringen. Das ist nicht einfach, weil wir nicht viel Genaueres über die ostfriesischen Benennungspraktiken wissen. Umso ernster müssen wir die sedimentierten Namenstrukturen nehmen, ähnlich wie ArchäologInnen unterirdischen Ablagerungen ihren einstigen Sinn entnehmen müssen. Im Deutschen kennen wir nur den einseitigen Grenzübertritt (*Paul* → *Paula*), ohne uns bislang allzu sehr über diese Asymmetrie gewundert zu haben. Stattdessen wundern wir uns über die Symmetrie im Friesischen. Soviel zur Kulturgebundenheit unserer Wahrnehmungsformen, auch diese sind ‚vermustert‘.

#### 3.2.1.1 Männernamen zu Frauennamen

Um im Ostfriesischen aus Männernamen Frauennamen abzuleiten, gab es viele Möglichkeiten (mehr als im Deutschen), die hier nicht alle aufgeführt werden können. Zum häufigsten Femininmovierungsallomorph gehört bezeichnenderweise die bloße Diminution über *-ke*, *-je*, *-kje* u.Ä.: *Klaas* → *Klaaskje*, *Peter* → *Peter(t)je*, *Peterke*, *Simon* → *Simonke*, *Willem* → *Willekke*, *Willembke* etc. Jurafsky (1996) hat aus typologischer Perspektive das breite (metaphorisch-metonymisch motivierte) Funktionsspektrum der Diminution entfaltet. Dazu gehört auch die weibliche Sexuspezifizierung, die auf der FRAU=KIND-Metapher basiert (KLEINE DINGE SIND FRAUEN).<sup>8</sup>

<sup>8</sup> Auch Französisch und Niederländisch leisten über die Diminution die Femininmovierung: frz.

Ein weiteres, extrem produktives und in seiner (romanischen) Herkunft bzw. Überlieferung noch weitgehend ungeklärtes Allomorph war die Endung *-ina*, die v. a. im 17. und 18. Jh. an Fahrt aufnahm und im 19. Jh. ihren Höhepunkt erreichte. Tammerna, der allein für das 19. Jh. mehr als 3 000 solcher neugebildeter Namentypen erwähnt, schreibt:

Im 19. Jh. schwoll diese Namenbildung zu einer wahren Flut an. Nun wurde die Endung *-ina*, *-ine* so gut wie an jeden Namen angekoppelt, gleichgültig, ob es ein[e] Vollform war (*Adelheid-ina*), eine Kurzform (*Agt-ina*), eine Koseform (*Nesk[e]-ina*) oder tatsächlich noch ein männl. Name (*Konrad-ine*). (Tammerna 2009a: 185)

Zunächst diente das Suffix der Femininmovierung: *Clas* → *Clasina*, *David* → *Davidina*, *Harm* → *Harmina*. Diese *-ina*-Endungen mussten so häufig gewesen sein, dass sie vielfältige Reanalysen erfuhren, indem sie vorangehende Konsonanten resibilifizierend als feste Anlaute inkorporierten: *David-ina* > *Davi-dina*, daraus *-dina* als verstärktes, neues Suffix. Ebenso entstanden *-bina/-bine* (< *Jakobine*), *-mina/-mine*, *-lina/-line*, *-s(t)ina*, *-wina/-wine* etc., die sich als solche mit neuen Namen verbanden: *Jacob* → *Jacobdine*, *Sebastian* → *Sebastiandine*, ja sogar *Almuth* → *Almuthdina*, *Antje* → *Antjestina*, *Arendje* → *Arendjesina*, *Reinste* → *Reinstelina* etc. (vgl. Tammerna 2009a: 184–187).<sup>9</sup>

Später hat sich das Suffix *-ina* auch mit genuin weiblichen Namen verbunden und damit seine Funktion als ‚Geschlechtsklassenkonvertierer‘ verloren. Offensichtlich waren Moden zu bedienen, eventuell war damit auch (als Reaktion auf die Entdifferenzierung von Geschlecht) ein *overdoing gender* verbunden – oder aber einfach eine Möglichkeit der Durchbrechung der durch rigide Nachbenennungen (sog. Benömen) verursachten Namenmonotonie: Wenn ein Mädchen nach seiner Großmutter Adelheid (die ihrerseits schon den Namen ihrer Großmutter Adelheid trug) zu benennen war, konnte man mit *Adelheidina* die Großmutter einerseits ehren, andererseits das Kind leicht individualisieren. Die reanalytisch verstärkten Suffixe haben sich sogar zu Vollnamen wie *Dina*, *Bina*, *Mina*, *Rina*, *Stina* aufgeschwungen (die wiederum diminuiert werden konnten).

Weitere Movierungsmöglichkeiten, etwa durch Suffigierung von *-a* oder *-e*, *-etta*, *-ette*, *-anna*, *-anne* etc. sind Tammerna (2009a: 124–127) zu entnehmen. Alles

<sup>9</sup> *Henry* → *Henriette*, nl. *Hendrik* → *Hendrikje*. Für das Berndeutsche vermelden Baumgartner & Christen (2017: 124), dass sogar die Diminution von Familiennamen (hier mit einhergehender Neutralisierung) „zu einem Weiblichkeitsmarker wird“: *ds Wäberli*, *ds Burgerli* bezeichnen jeweils eine Frau.

<sup>9</sup> Diese *i*-Vokale haben den Akzent auf sich gezogen, was sie von der Namenbasis prosodisch unterschied.

in allem schien die Namenmorphologie im 19. Jh. entfesselt gewesen zu sein. Das ruft nach Interpretationen.

### 3.2.1.2 Frauennamen zu Männernamen

Umgekehrt konnte man aus Frauennamen Männernamen ableiten: „Was im deutschsprachigen Raum eher ungewöhnlich ist, nämlich die Bildung von Männernamen aus Frauennamen, scheint in Ostfriesland zur Normalität zu gehören“ (Tammena 2009a: 130). Hierfür kommen hauptsächlich drei Bildungsarten in Betracht: Erstens die Suffigierung mit *-o*, z.B. *Katharina* → *Katharino*, *Antke* → *Antkeo*, *Frauke* → *Frauko*, *Zwantje* → *Zwantjo*. Zweitens wurde dazu die lat. Endung *-us* oder *-ius*, teilweise auch *-ëus*, verwendet: *Katharina* → *Katherinus*, *Grete* → *Gretus*, *Mina* → *Minus*, *Anne* → *Annëus*, *Ulrike* → *Ulrikëus*, auch *Dorotheus*, *Sophius*, *Trinus* waren keine Seltenheit. Diese *(i)us*-Suffixe hatten ihre Hochzeit zusammen mit den *ina*-Endungen im 18. und 19. Jh. Drittens konnten sogar germanische Rufnamenglieder zur Maskulinmovierung verwendet werden: *Line* → *Linhard*, *Grete* → *Grethard*, *Katharina* → *Kathemann*.

### 3.2.1.3 Männernamen zu Frauennamen zu Männernamen

Schließlich sei noch eine Kuriosität erwähnt, die nur mit (noch zu vertiefenden) rigidesten Nachbenennungspraktiken erklärt werden können: Männernamen konnten – dies v.a. im 19. und frühen 20. Jh. – feminin- und diese wiederum maskulinmoviert werden. Dies führte zu echten Suffixketten (vgl. Tammena 2009a: 137–139):

Tab. 2: Suffixketten mit Feminin- und Maskulinmovierungen

Männername	→ Frauenname	→ Männername
Willem	Willemke	Willemko
Folkert	Folkertdine	Folkertdino
Klas	Klasina	Klasinus
Garreld	Garreldina	Garreldinus
Siemon	Siemonke	Siemonkëus
Ulrik	Ulrike	Ulrikëus

Dies deutet darauf hin, dass der gesamte Name – gleich welcher morphologischen Struktur, ob abgeleitet oder einfach – durch die Generationen hinweg als feste Nameneinheit weitergereicht werden musste. Eine *Klasina* war nicht einfach eine Frau, die nach einem Vorfahren namens *Klas* benannt und durch Movierung geschlechtlich passfähig gemacht wurde. Sie trug den Vollnamen *Klasina*, der für ihren männlichen Enkel abermals passfähig gemacht wurde, doch nicht durch Rückkehr zu *Klas*. Man muss allerdings konzedieren, dass es sich hierbei eher um Ausnahmen handelt, die jedoch die dahinterstehende Regel bestätigen: Intrafamiliale Nachbenennung hatte höchste Priorität.

### 3.2.2 Geschlechtsinverse Namenvergaben

Noch weiter gehen die inversen Namenvergaben als Grenzübertritte ohne Pass (sog. *cross gender naming*): „Eines der eigenartigsten Phänomene in der fries.-ostfries. Namenwelt war die Vergabe von echten männlichen Rufnamen an Frauen“ (Tammena 2009a: 113). Frauen bekamen (besonders im 16. bis 19. Jh.) echte Männernamen. Dabei handelt es sich um weit mehr als anekdotische Belege. Hier einige Beispiele aus Eheschließungen aus dem 16. und Anfang des 17. Jhs. nach Ausweis der „Emder Eheverträge 1509–1590“ und der „Eheprotokolle im Rathaus der Stadt Emden 1596–1614“ (Tammena 2009a: 113). Dort heiratete eine Frau namens Albarth Albertzen einen Mann namens Auwke Witzes. Außerdem heiratete eine Claes Claesens einen Eede Hayen, eine Frerich Frericksen einen Marten Jansen. Selbst eine Hinrich hat 1568 einen Hinrich geheiratet.

Wenngleich deutlich mehr Frauen einen Männernamen trugen, so schloss dies die Gegenrichtung nicht aus.<sup>10</sup> Auch Männer bekamen genuine Frauennamen wie z. B. *Frouwke*, *Grete*, *Hedwig*. „In Leerort heiratet um 1740 ein Dina Doedens eine Jannetje Friederiks“ (Tammena 2009b: 28). 1814 wird die Geburt eines männlichen Addina Hayen vermeldet. *Addina* war der Vorname der Großmutter. 1865 wird „am Sarge seiner Mutter“ (Tammena 2009b: 36) Gerd Uden Zekeus Tjabina getauft: *Uden* war der Name seines Großvaters, *Zekeus* der maskulinmovierte großmütterliche Name *Zeeke*, und *Tjabina* hieß seine Mutter. Mehrnennbarkeit war damals sehr häufig und ein Mittel, möglichst viel Verwandtschaft nachzubenennen. Man erkennt, dass es dramatische Umstände sein konnten, die die

<sup>10</sup> Tammena (2009a: 302–311, 320–321) listet aus Quellen des 15.–19. Jhs. insgesamt 233 an Mädchen vergebene Männernamen auf und 42 an Jungen vergebene Frauennamen. Diese Zahlen sind mit Vorsicht zu genießen, denn es handelt sich um populärwissenschaftliche Namenssammlungen und weniger um quantitativ belastbare Erhebungen.

direkte Benennung über die Geschlechtergrenze erforderten. Ich komme weiter unten darauf zurück.

## 4 Nachbenennung als soziale Praxis höchster Relevanz

Diese Flexibilität bzw. Relevanzabstufung der onymischen Geschlechtsanzeige im historischen Ostfriesland mit dem heutigen Reflex zahlreicher Unisexnamen lässt sich nur dann verstehen, wenn man weiß, dass es eine soziale Praxis gab, die alles andere subordiniert hat: die Nachbenennung nach Vorfahren, gleich ob diese noch lebten oder schon gestorben waren. Eine Patennachbenennung, wie sie in anderen Gebieten Deutschlands üblich war (vgl. für Westfalen Simon 1989), die neue Namen eingespeist hätte, gab es nicht, bzw. man rekrutierte Paten aus der eigenen Familie. Dieses Prinzip der intrafamilialen Nachbenennung wurde mit einer Exzessivität und Rigidität durchgesetzt, die ihresgleichen sucht und für die mit dem Verb *benömen* eine spezielle Wortbildung geprägt wurde.

### 4.1 Genealogie subordiniert Geschlecht

Die intrafamiliale Nachbenennung folgte einer festen Ordnung (vgl. Bach 1952: 217): Bekam ein Ehepaar mehrere Kinder, musste zuerst der Großvater, dann die Großmutter väterlicherseits nachbenannt werden, anschließend Großvater und Großmutter mütterlicherseits. Es folgten Onkel und Tanten, ggf. auch die Urgroßeltern, und erst am Schluss wurden, wenn überhaupt, die beiden Eltern nachbenannt.<sup>11</sup> Raveling (1988) macht bzgl. der weiteren Verwandtschaft folgende Bemerkung:

Bei den weiteren Verwandten gab es manchen Streit um die Rangfolge. Manchmal versprach ein Verwandter einem Kind ein Erbe, wenn es seinen Namen erhalten würde. Dann konnte es großen Ärger geben bei denen, die sich übergangen fühlten, denn jeder wollte gerne möglichst viele ‚Namenkinder‘ haben. (Raveling 1988: 16)

<sup>11</sup> Übrigens wurden uneheliche Kinder von dieser Benömungstradition ausgeschlossen, sie bekamen andere Namen. Welche das waren, dies wäre wichtig zu wissen und harrt – wie so vieles zu diesem Thema – noch seiner Erforschung.

Diese Ordnung, die früher den meisten Kindern schon vor der Geburt ihren Namen zuwies, wurde durch eine ebenso rigide Patronymik flankiert: Der Name des Vaters wurde als Beiname dem kindlichen Rufnamen nachgestellt. Diese Konvention hat zu der noch heute in Ostfriesland erlaubten Praxis eines patronymischen Zwischennamens geführt, der im starken (-s) oder schwachen Genitiv (-en) steht: *Almuth Frerichs* (Vater: *Frerich*) *Aden*, *Jan Ebben* (Vater: *Ebbo*) *Cramer* (vgl. Seibicke 2008: 22, 199). Bei den oben erwähnten Eheschließungen im 16. und frühen 17. Jh. war das Prinzip ebenfalls zu erkennen: die Braut *Albartt Albertzen* hatte offensichtlich einen Vater namens *Albert*, die Braut *Frerich Frericksen* einen namens *Frerick*.<sup>12</sup> Ob auch deren Rufname vom Vater oder von einem anderen Vorfahren stammt, ist offen. Das heißt, der Vatersname wurde und wird ohnehin in der gehärteten Form eines morpho-syntaktischen Sprachgebrauchsmusters, einer fester Schablone, tradiert. Diese patronymische Praxis war von so hoher Relevanz, dass Ostfriesland bis ins 19. und 20. Jh. hinein für seine Abneigung gegen Familiennamen (die dort erst gegen Ende des 19. Jhs. durchgesetzt wurden) bekannt war. Damit praktiziert Ostfriesland, ähnlich wie viele slawische Gesellschaften, eine Form der Dreinamigkeit.

Für die hohe Relevanz der ehrenden Nachbenennung gibt es einige weitere Hinweise: Starben Kinder – und die Kindersterblichkeit war in den vergangenen Jahrhunderten beträchtlich –, so erkennt man in den Geburtseinträgen, dass das nächstgeborene Kind den Namen des verstorbenen Kindes erbte, egal, welches Geschlecht es hatte. Starb auch dieses, wanderte der Name weiter, durchaus vier- oder fünfmal in Folge. Oberstes Prinzip war: Der Vorfahre/die Vorfahrin musste (durch ein lebendes Kind gleich welchen Geschlechts) geehrt werden, der Tod des Kindes wäre einem Ehr- und Bedeutungsverlust gleichgekommen. Wenn (Wieder-)Nachbenennungsbedarf bestand, doch das Geschlecht des Kindes nicht mit dem der nachzubennenden Person übereinstimmte, wurde der Name in der Regel moviert. Die bilateralen Movierungen waren ein äußerst elegantes, flexibles und morphologisch unbeschränktes Mittel, die geschlechtliche Inkongruenz zwischen Vorfahren und nach ihnen zu benennenden Kindern zu überwinden. Die abzuarbeitende genealogische Ordnung war wichtiger als die Rücksichtnahme auf das passende Kindsgeschlecht. Hier gilt somit: *Doing kinship* subordiniert *Doing gender*.<sup>13</sup> Offensichtlich war Geschlecht in seiner alten, genea-

<sup>12</sup> Diese Patronyme enthalten noch das alte, geschwächte *sen*-Suffix (< -son), ohne Familiennamen zu sein, d. h. auch Töchter erhielten solche *sen*-Patronyme (Dank an Manno Peters Tamme-na für diese Auskunft).

<sup>13</sup> Dies konnte so weit gehen, dass, wenn beide Großväter denselben Namen, z. B. *Klas*, trugen, es dann auch zwei Brüder (bzw. Geschwister) namens *Klas* gab: Beide Großväter waren zu ehren,

logischen Bedeutung als Abstammungsgemeinschaft bis ins 20. Jh. bedeutender als in seiner neuen im Sinne der biosozialen Unterscheidung von Menschen als Frauen und Männer (dieser heute dominierende Geschlechtsbegriff ist jung, er bildet sich erst ab dem 18. Jh. heraus, vgl. Frevert 1995).

Weitere Strategien, die Vorfahren onymisch zu ehren, bestanden in der häufig praktizierten Vergabe mehrerer Rufnamen (s. die Beispiele oben). Damit konnte man in einen Kindsnamen mehrere Vorfahren genealogisch einflechten und verstetigen. Dies erreichte man auch durch die Kombination mehrerer Namen zu einem Namenkompositum oder (mit Kürzungen) zu einer Namenverschmelzung oder -kreuzung, z. B. *Ahrendbertus* < *Ahrend* + [*Al-*]*bertus*, *Abrahannes* < *Abra[ham]* + [*Jo*]*hannes*. Auch gegengeschlechtliche Verwandte konnte man auf diese Weise unterbringen: *Reemtdorus* < *Reemt* (m) + *Dora* (w) + Maskulinsuffix *-us*; *Grethard* < *Gret[e]* (w) + [*Er*]*hard* (m); *Gerdinand* < *Gerda* (w) + *Ferdinand* (m). Tammerna erwähnt die Erinnerung an zwei weibliche Vorfahren, die ein Junge zu leisten hatte: *Tettrino* < *Tett[e]* (w) + *Trin[e]* (w) + Maskulinsuffix *-o*. Mädchen bekamen ebenfalls Doppelformen, z. B. *Freerkrieke* < *Freerk* (m) + *Rieke* (w).

Als weiteren möglichen Grund für die direkte Benennung über die Geschlechtergrenze geben Tammerna (2009a) und Raveling (1955) zu bedenken, dass sich die ostfriesischen Frauen- und Männernamen lautlich-strukturell ohnehin stark ähnelten (s. Abs. 3.1). Daher vermischten sich auch genuine Frauen- und Männernamen leichter: Man hörte den Namen ohnehin nicht ihr Geschlecht an, also wurden sie von der prinzipiellen Erwartung einer Geschlechtsanzeige entkoppelt.<sup>14</sup> Auch muss man bedenken, dass die eingetragenen Namen im Alltag möglicherweise gar nicht in dieser Form gebraucht wurden, sei es, dass sie formal gekürzt, diminuiert oder anderweitig abgewandelt wurden, sei es, dass das Kind eventuell bei einem Namen genannt wurde, der mit seinem Geburtsnamen nichts zu tun hatte.<sup>15</sup> Möglicherweise führten diese Namen, die uns heute dank ihrer Niederschrift bekannt sind, eine eher schriftliche Existenz. Wir wissen es nicht.

Nach dem Wenigen, das man bislang weiß, waren es manchmal dramatische Umstände, die die direkte Nachbenennung über die Geschlechtergrenze erforderten: Söhne bekamen den Namen ihrer Mutter, wenn diese bei der Geburt verstorben war (s. oben). Umgekehrt erbten Töchter den Vatersnamen, wenn ihr Vater

um die Zeit ihrer Geburt starb. Ob Söhne oder Töchter auch dann den Namen ihres gegengeschlechtlichen Großelternteils direkt (ohne Movierung) übernahmen, wenn dieser um die Zeit der Geburt verstarb, ist eine noch offene Frage. Tammerna (2009b: 25) erwähnt in seinen historischen Quellen eine nächtliche Nottaufe (ohne Licht) eines sehr schwachen Säuglings auf den Namen Berent, dessen weibliches Geschlecht sich erst später herausstellte; das Mädchen überlebte, doch verweigerte der Pastor eine Umtaufe. Raveling (1955) erwähnt für das Jahr 1666 den Kirchenbuchvermerk einer Nottaufe auf den Namen Anke:

Am nächsten Tag wurde bekannt, dass es sich um einen Sohn handelte. Der Pastor weigerte sich, den Namen zu ändern; die Taufe könne nicht wiederholt werden. – Es gibt dazu ein passendes Sprichwort: t'is all richtig, see de Pastor, de Jung het Geeske. Vielleicht hätte er in einem anderen Fall auch sagen können: dat Wicht heet Geerd! (Raveling 1955: 164)

Dies sind anekdotische Einzelbelege. Die genauen Umstände für die direkte Nachbenennung liegen noch weitgehend im Dunkeln.

Insbesondere Mädchen scheinen den Namen ihres (Groß-)Vaters unmoviert geerbt zu haben, wenn keine Söhne vorhanden (und noch zu erwarten) waren, „und besonders dann, wenn einem Mädchen ein Erbe, ein Geschäft oder ein Hof, vermacht werde sollte, bei dem der Name des Erblassers unbedingt erhalten werden sollte“ (Raveling 1955: 162). Dies hatte also erbrechtliche Gründe: ‚Männlichen‘ Töchtern konnte man Höfe und Grundstücke vererben. Durch männliche Namen wurden Töchter juristisch zum Sohn gemacht; ob auch sozial, dies entzieht sich unserer Kenntnis. Dass es um materielle Besitzstandswahrungen ging, die eher für die begüterte Oberschicht<sup>16</sup> galten, deutet auch Bach (1952) an:

In Westfalen und in den Niederlanden führen Frauen im 15.–17. Jh. männl. RN [Rufnamen], ohne dass Anzeichen dafür vorliegen, dass sie unmittelbar von Heiligennamen gewonnen sind. [Es folgt eine Reihe von Belegen von Frauen mit Männernamen aus Quellen des 15. und 16. Jhs.] Der im vorstehenden genannte Brauch findet sich offenbar nur beim Adel und im begüterten Bürgertum. (Proempeler fragt: ‚Sollte damit vielleicht eine Erstgeborene als Stammhalter qualifiziert werden?‘). (Bach 1952: 206–207)

Die Kernfrage, wann man zur Nachbenennung des anderen Geschlechts zur (unbegrenzt möglichen) Movierung griff und wann zur radikaleren inversen

egal, wie sie hießen. Dies macht die Kehrseite all dessen schlagartig sichtbar: die geringe Individualisierung der Kinder (s. 4.2).

<sup>14</sup> Die Frage, bis wann Namen ein festes Geschlecht zukommt und ab wann sie zu geschlechtsindifferenten Unisexnamen werden, ist nicht trivial und wird in Nübling (2018) und v.a. Schmuck (2018) adressiert.

<sup>15</sup> Diesen sowie andere Hinweise verdanke ich persönlichen Mitteilungen von Manno Peters Tammerna.

<sup>16</sup> Auch Schnettler (1933) beobachtet für Westfalen im 15.–17. Jh. die Vergabe unzweifelhaft männlicher Namen an Frauen. Er stellt fest, dass „diese Mode nur in Adelskreisen üblich war“ (Schnettler 1933: 42) und zuvor bei Äbtissinnen und „Stiftsdamen“ aufgekommen war. Spätere Archivare solcher Urkundenbücher versahen im 18. und 19. Jh. diese Namen mit einem Ausrufezeichen oder movierten sie einfach zu Frauennamen (*Hynrich* zu *Henrica*, *Jacob* zu *Jacobina*).

Namenvergabe ohne Movierung, ist immer noch weitgehend offen. Dafür bedarf es der genauen Kenntnis der Umstände, unter denen die jeweilige Namenvergabe erfolgte. Auch müssten Zahlen zu diesen Praktiken erhoben werden. Der wichtigste Grund dürfte identifiziert sein: Exzessive intrafamiliale Nachbenennung erforderte Geschlechtsblindheit.

Seit dem 20. Jh. geht die Nachbenennungspraxis in Ostfriesland stark zurück, wenngleich gestuft:

Man begann, die Namen der Namengeber [sic: das sind nicht die Eltern, sondern die nachzubennenden Vorfahren – DN] sinnlos zu verändern, man tauschte sie aus gegen ähnlich klingende Namen, z. B. wurde aus einem Marten oder Oltmann ein Manfred, aus einer Moder eine Monika. Schließlich genügte es, wenn nur der Anfangs-Buchstabe ‚stimmte‘. So stellte ich vor 24 Jahren bei Schulkindern fest, dass eine Helga nach einer Harmke genannt war, ein Helmut nach einem Harm. Dann war es nur noch ein kleiner Schritt bis zur völlig freien Namenwahl. (Raveling 1988: 16)

Weiter stellt Raveling (1988) fest, dass sich die Nachbenennung immer mehr in den zweiten, dritten oder vierten Rufnamen zurückzieht. In diesen hinteren Rängen wurden zwischen 1945 und 1952 Geborene (insgesamt 1 680 aus verschiedenen Orten Ostfrieslands) noch zu 85 % direkt nachbenannt. Im Erstrufnamen praktizieren nur ca. 70 % dieser Kohorte noch irgendeine Form von Nachbenennung, und sei es, wie im Zitat beschrieben, bloß alliterierend.

## 4.2 Religion subordiniert Geschlecht

Sucht man in der onomastischen Literatur nach Beispielen außerhalb Frieslands für die geschlechtsinverse Namenvergabe, wird man nicht allzu fündig. Bekannt ist die noch heute mögliche katholische Praxis, Jungen den Zweitnamen *Maria* zu verleihen (Rainer Maria Rilke). Hier subordiniert Religion Geschlecht: Dies gilt ausschließlich für Jungen/Männer und nur noch für diesen einen Namen (früher waren es mehr, und auch Frauen konnten bspw. *Joseph* heißen).

Auch die Patennachbenennung hat als religiöse Praxis zu gelten, v.a. dann, wenn die Paten nicht aus der Familie rekrutiert wurden. Erst dann lässt sich *doing kinship* ausschließen. Bach (1952: 206) erwähnt für Österreich im Jahr 1912, dass Jungen *Franz Marianne Hans Katharina Müller* oder *Anna Peter Mathilde Christian Schulze* heißen konnten und macht dafür die Patennachbenennung verantwortlich.

Schließlich können Ordensnamen von Nonnen der anderen Geschlechtsklasse entnommen sein. Bach (1952: 296) bemerkt: „Die Schwestern des Vincentinerinnenordens, die im Bürgerspital in Straßburg pflegen, tragen RN

[Rufnamen] nach männl. Heiligen in männl., nicht movierter Form: *Schwester Sigismund, Schwester Paul*.“ Der gesamte Komplex der Ordensnamengebung ist noch onomastisch weitgehend ungehoben.

Rolker (2018) untersucht „Nachbenennungen über die Geschlechtergrenze“ im spätmittelalterlichen Konstanz und Florenz. Da die Heiligennachbenennung in Florenz sehr wichtig war, dominiert sie im 15. Jh. die gesamte Namengebung. Die zehn häufigsten Männernamen waren ausschließlich Heiligennamen, die zehn häufigsten Frauennamen ebenso, genauer: einer ist ein Engelsname (*Agnola*), zwei sind weibliche Heiligennamen (*Caterina, Margherita*) und die restlichen movierte männliche Heiligennamen (z. B. *Antonia, Giovanna*). Aber es gab auch direkte Übergriffe ins andere Inventar:

Einen interessanten Sonderfall stellen *Andrea* und *Felice* dar, die beide sowohl von Männern als auch in gleicher Form von Frauen getragen wurden. *Felice* dürfte in Florenz nicht als Heiligennamen gegolten haben (sondern als [...] augurativer Name), aber der Name *Andrea* dürfte für beide Geschlechter mit Blick auf den Heiligen Andreas gegeben worden sein. Mit 202 männlichen und immerhin 13 weiblichen Trägern handelt es sich um den häufigsten geschlechtsambigen Namen, der im Catasto nachweisbar ist. (Rolker 2018: 222)

Diese Zahlen sprechen eher dafür, von einem Männernamen, der auch an Frauen vergeben wurde, auszugehen als von einem geschlechtsambigen Namen (zu dieser Abgrenzung vgl. Fredrickson 2007; Schmuck 2018). Rolker führt auch einen wichtigen phonologischen Gesichtspunkt ins Feld:

Der Auslaut *-a*, der sonst bei Frauennamen sehr häufig, bei Männernamen aber sehr selten ist, dürfte seine Verwendung auch als Frauennamen erleichtert haben, wie auch *Felice* zumindest nicht wie sehr viel andere Männernamen auf *-o* endete. (Rolker 2018: 222)

Bei einigen augurativen, semantisch transparenten Namen (z. B. *Felice*, ‚Glückliche/r‘) kam es ebenfalls zu Überlappungen, z. B. *Bene, Grazia, Pace, Gentile* für beide Geschlechter. Doch nie kam es zur weiblichen Namenvergabe an Männer und selten zur Maskulinmovierung weiblicher Heiligennamen (wie *Caterino, Lucio*). Während sich die onymische Geschlechtergrenze in Florenz als (multipel) durchlässig erweist, ist sie im spätmittelalterlichen Konstanz unüberwindbar: Man hat dort weniger nach Heiligen als nach gleichgeschlechtlichen Verwandten und PatInnen nachbenannt.

Auch für England scheint es vom 13.–15. Jh. „common practice“ gewesen zu sein, Töchter nach männlichen Heiligen zu benennen, z. B. *Philip, Nicolas, Alexander, James* (vgl. Fredrickson 2007: 32). Mitterauer liefert im Zusammenhang der Heiligennamen folgende kurze Andeutung:

Die Nachbenennung beschränkt sich nicht nur auf Verstorbene, sondern bezieht auch Lebende mit ein. Sie umfasst Verwandte der mütterlichen wie väterlichen Linie. Ja sie lässt sogar die Bezugnahme von Töchternamen auf männliche sowie von Söhnenamen auf weibliche Vorfahren zu, eine Durchbrechung der Geschlechtergrenze, die durch die bei beiden Geschlechtern erlaubte Bezugnahme auf Heilige besonders begünstigt wurde. (Mitterauer 1993: 403)

Schließlich präsupponiert auch das (in Abs. 4.1) in anderem Zusammenhang angeführte Zitat von Bach (1952: 206), dass Heiligennamen die Geschlechtergrenze anscheinend leichter passieren konnten („In Westfalen und in den Niederlanden führen Frauen im 15.–17. Jh. männl. RN, ohne dass Anzeichen dafür vorliegen, dass sie unmittelbar von Heiligennamen gewonnen sind“). Vermutlich waren Heiligennamen so sakrosankt, dass ihre Namenform der besonderen Schonung bedurfte: Eher ‚verletzte‘ man die Geschlechtergrenze als den Namenkörper. Man muss sich vergegenwärtigen, dass Heiligennamen mit dem bzw. der konkreten Heiligen gleichgesetzt wurden, in dessen bzw. deren Schutz man das Kind stellte und dem bzw. der es nachzueifern galt:

Die Sitte wurzelt wohl in der katholischen Anschauung, daß die Heiligen, deren Namen dem Kinde gegeben werden, ihm besonderen Schutz und Fürbitte gewähren, aber auch, damit das Kind später deren besonderen Tugenden nachstrebe. (Gansen 1922: 155)

Dass Maria eine Frau und Joseph ein Mann war, war vergleichsweise nebensächlich. Wichtiger waren die spezifischen Tugenden, die sie repräsentierten und die allein den Ausschlag zur direkten Nachbenennung, zur Not auch über die Geschlechtergrenze hinweg, gaben. Solche Namen dienten nicht der Individualisierung: „Einige Familien gingen so weit, daß sie bei ihren sämtlichen Knaben und Mädchen den Namen *Maria* anfügten“ (Gansen 1922: 155).

Auch Tammerna deutet für Ostfriesland an, dass gerade Heiligennamen geschlechtsinvers vergeben wurden und dass ihnen ein Geschlecht anhaftete:

Und die Verwendung von männl. Bibel- u. Heiligennamen bei der weibl. Namengebung ist ebenfalls äußerst erstaunlich. Wer würde heute seine Tochter Jacob, Jost, Peter oder Thomas nennen? (Tammerna 2009a: 114)

Bei den o.a. Bibel- und Heiligennamen fällt uns die eigenartige Namenvergabe [über die Geschlechtergrenze – DN] besonders auf, weil diese Namen als Fremdnamen ihren männl. Charakter deutlich dokumentieren: Arian, Jacob, Nikolaus, Jodok, Petrus, Mattheus, Matthias usw. sind eben eindeutig männlich! (Tammerna 2009a: 117)

Diesen Namen kam ein anderer Status zu. Eine (namen- und personenmanipulierende) Movierung solcher Bibel- und Heiligennamen war offensichtlich unstatthaft, sie wurden eher im Original, als stabile, invariante Einheiten, (öfter) an ein

Mädchen vergeben. Insgesamt gibt es mehr männliche als weibliche Heiligennamen, was erklären könnte, weshalb man eher Mädchen einen männlichen Heiligennamen als Jungen einen weiblichen zugeeignet hat. Symmetrisch scheint diese Praxis nicht gewesen zu sein. Allerdings beschränken sich die Listen inverser Namenvergaben bei Tammerna (2009a) nicht nur auf Heiligennamen. Mädchen bekamen auch andere Männernamen (und umgekehrt), außerdem konnten in Ostfriesland Heiligennamen moviert werden. Hier sind weiterführende Forschungen mit quantitativen Analysen ein großes Desiderat.

### 4.3 Genealogie subordiniert Individualität

Es liegt auf der Hand, dass die genannten sozio-onymischen Praktiken eines verhindern: jegliche Individualisierung des Kindes, denn diese leistet maßgeblich sein Name. Wenn sogar das Geschlecht des Kindes irrelevant wird, dann leistet der Name nicht einmal mehr eine Primitivindividualisierung. Das Kind nimmt eine feste genealogische, vorherbestimmte Position innerhalb seiner Familie ein. Diese Nachbenennungspraxis (nach Vorfahren oder nach Heiligen), die übrigens in ganz Europa weit verbreitet war, hat zu massiven Namenkonzentrationen und schließlich (vgl. Mitterauer 1993: 241–403) zum sog. großen Namenschwund geführt, was letztendlich zur Entstehung der Familiennamen geführt hat. Das ständige Recycling immergleicher Namen generiert Monotonie. Dass morphologische ‚Ausschmückungen‘ vom Typ *Adelheidina*, *Gretelina* – *Peterus*, *Bennardus* neben der Pflicht zur Nachbenennung auch dem Wunsch nach Individualisierung nachkamen, wurde bereits erwähnt (Abs. 3.2.1). Vermutlich gehen viele onymische Wortbildungen nicht nur aufs Konto movierender Nachbenennung, sondern (auch oder nur) namen kreativer und -variiender Individualisierungsbemühungen.

Abschließend soll noch ein weiteres Alleinstellungsmerkmal der ostfriesischen Namenkultur beleuchtet werden, das die Annahme der zentralen Rolle des/der Einzelnen als festes Glied in der Familiengenealogie untermauert. Viele Rufnamen rufen in Gestalt lexikalischer Musterbildung verwandtschaftliche Rollen und Verpflichtungen auf: „Eine der fries. Eigenheiten ist der Gebrauch von Verwandtschaftswörtern wie *Vater*, *Mutter*, *Bruder*, *Schwester*, *Sohn* und andere[n] als Rufnamen“ (Tammerna 2009a: 63). Dies unterstreicht die Relevanz verwandtschaftlicher Bindungen und sozialer Rollen. Viele dieser Namen sind heute ungebräuchlich. Einige wenige, wie z. B. *Frauke* als ‚Ehefrau, Hausherrin‘, haben überlebt.

Hier einige Beispiele: Auf ‚Mutter‘ basieren (bis ins 19./20. Jh.) Namen wie *Mod(d)er*, *Mo(e)derke*, während es auf der Basis von ‚Vater‘ kaum (bzw. unsichere) Namen gibt, etwa *Federke* (Beleg von 1436). Auf ‚Bruder‘ basier(t)en Namen wie

Broer (1447), Brouder (1729), auf ‚Schwester‘ *Süster, Suster, Susterke, Süstina*, auf ‚Sohn‘ *Sonke, Sunke*, auf ‚Tochter‘ *Famke, Feemke*. Auch der Onkel scheint als Vorlage gedient zu haben. Am präsentesten sind Namen, die auf die ‚Frau/Hausherrin‘ zurückgehen: *Frauke, Fraukje, Fruke, Fraua, Fraukea*. Tammerna (2009a: 68) vermutet, „dass über hundert Namen zusammenkommen“, die auf die Bezeichnungen für familiäre Rollen zurückgehen. Selbst einige häufige Berufsbezeichnungen scheinen nicht, wie sonst üblich, zu Familiennamen, sondern zu Rufnamen geworden zu sein: *Feendrick* ‚Fahnenträger‘, *Schelte, Scholto* ‚Richter‘, *Scheetke, Schotte* ‚Steuereintreiber‘ (vgl. Tammerna 2009a: 69–75). Man darf daraus schließen, dass man sich im früheren Ostfriesland mit Verwandtschaftsnamen, evt. in Kombination mit dem Rufnamen, adressiert hat (bzw. mit beruflichen Funktionen). Heute hat sich im Deutschen dieses einst weit verbreitete Prinzip auf (hypokoristisch bearbeitetes) *Mutti* und *Vati* zurückgezogen (selbst die Kombination *Tante Ursula, Onkel Otto* ist im Rückgang begriffen; vgl. Macha 1997; Christen 2006).

## 5 Fazit: Onymische Musterbildungen als Reflexe kultureller Praktiken

Namen sind ein Paradebeispiel für Musterbildungen, die aus kommunikativen Praktiken resultieren. Mit den (historischen wie gegenwärtigen) ostfriesischen Namen präsentieren sich uns auffällige Muster, die grundlegend anders mit der Geschlechtsinformation umgehen. Diese Muster rufen nach ihrer Interpretation, d. h. nach den kulturellen (und nicht sonderlich gut überlieferten) Praktiken dahinter. Dabei scheint weniger eine historische Relevanzabstufung von Geschlecht, ein Differenzabbau per se, vorzuliegen als vielmehr die Prozessierung von Differenzen höherer Rangordnung: Obsessive genealogische Nachbenennung (*doing kinship*) zwingt Geschlecht (*doing gender*) in die Knie. Die Heiligen- und Patennachbenennung (*doing religion*) dürfte dagegen weniger in Ostfriesland als in anderen Kulturen in der Lage (gewesen) sein, Geschlecht zu subordinieren. Dabei bildet Geschlecht (neben Alter) die kulturhistorisch älteste Differenz, die nicht nur ins Lexikon, sondern in die tiefsten Verästelungen der Grammatik vieler Sprachen diffundiert ist (zum Deutschen vgl. Nübling i. Dr.).

Weltweit indizieren Rufnamen als mit sozialen Informationen getränkte „Sozionyme“ (Debus 2012: 67) am häufigsten die Geschlechtsinformation (vgl. Alford 1988: 65). Von 52 diesbezüglich untersuchten Gesellschaften markieren 37 (72%) das Personengeschlecht immer oder üblicherweise am Namen, sieben manchmal und acht nie. Alford (1988) stellt dabei eine interessante Korrelation

fest: Kleine, homogene Gesellschaften verzichten eher auf eine namentliche Geschlechtskennzeichnung (es kennen sich ohnehin alle) als große, sozial heterogene, wo man häufig mit Fremden Bekanntschaft macht und das Namengeschlecht als Verweis auf das Personengeschlecht eine wichtige Vorabinformation darstellt. Zweifelsohne waren die ostfriesischen Siedlungen von einer Überschaubarkeit, die sicherstellte, dass man hinter jedem Namen die betreffende Person kannte – und damit auch deren Geschlecht. Dies dürfte die Subordination von Geschlecht bis hin zu Irrelevantsetzungen im Ostfriesischen begünstigt haben.

Insgesamt haben wir bei dieser kleinen Personennamenstudie ein ganzes Spektrum an Musterbildungen auf unterschiedlichen „sprachlichen Rängen“ (Linke 2011: 23) identifiziert: Onymisch-lexikalisch erstarrt berichten uns friesische Verwandtschaftsbezeichnungen von der früheren Bedeutung familiärer Rollen und Verpflichtungen und dem geringen Grad an Individualität. Morphosyntaktische Namenmuster-Schablonen füllen den ersten Slot mit einem großelterlichen Namen und fügen dem den väterlichen Rufnamen im Genitiv hinzu, sodass jedes Kind über einen Vorfahren und seinen Vater identifiziert (aber nicht individualisiert) wird. Das generationelle ‚Durchzählen‘, etwa zu römischer Zeit mit einem sog. *praenomen* (*Secundus, Tertius, Quartus* etc.) oder bis heute in Königs- und Adelsgeschlechtern (*Katharina II.; Louis XIV.*) ist davon nur einen kleinen Schritt entfernt. Morphologische Muster berichten schließlich von dem schier unbeschränkten bilateralen Verkehr über die Geschlechtergrenze (im Gegensatz zum unilateralen Verkehr im Deutschen), wobei die Diminution als Mittel zur Femininmovierung ihrerseits von historischen Weiblichkeitskonzepten kündigt. Auch die Möglichkeit, über Komposita und vielfältige Kontaminationen mehrere Namen gleichzeitig verarbeitbar zu machen, setzt eine erstaunliche morphologische Flexibilität voraus (die eher an heutige Unternehmens- und Produktnamen erinnert): Die Grenzen der Morphologie werden aufs Äußerste strapaziert, um dem Gebot exzessiver Nachbenennung nachzukommen. Phonologische und prosodische geschlechtsindizierende Musterbildungen sind dagegen nur im Deutschen eingetreten. Das Friesische würde sich damit seine namengeschlechtliche Elastizität verbauen. Vielmehr verschleiern die phonologische Ähnlichkeit seiner Namen die onymische Geschlechtergrenze und ermöglicht sie die außergewöhnliche Flexibilität, die sich bis heute in zahlreichen Unisexnamen niederschlägt.

## 6 Literatur

- Ackermann, Tanja (2011): Aloe Vera vs. Click. Zur phonologischen Kodierung von Geschlecht bei Warennamen (Deodorants). *Beiträge zur Namenforschung* 46, 1–50.
- Alford, Richard (1988): *Naming and identity. A cross-cultural study of personal naming practices*. New Haven: Hraf Press.
- Bach, Adolf (1952): *Deutsche Namenkunde*. Bd. 1: *Die deutschen Personennamen*. Teilbd. 1. Heidelberg: Winter.
- Baumgartner, Gerda & Helen Christen (2017): Dr Hansjakobli und ds Babettli. Über die Geschlechtstypik diminuerter Rufnamen in der Deutschschweiz. *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 91, 111–145.
- Bubenhofer, Noah (2009): *Sprachgebrauchsmuster. Korpuslinguistik als Methode der Diskurs- und Kulturanalyse*. Berlin: De Gruyter.
- Cassidy, Kimberly et al. (1999): Inferring gender from name phonology. *Journal of Experimental Psychology* 128, 362–381.
- Christen, Helen (2006): *Comutter, Papi und Lebensabschnittsgefährte*. Hildesheim: Olms.
- Debus, Friedhelm (2012): *Namenkunde und Namengeschichte*. Berlin: Schmidt.
- Fredrickson, Anne (2007): *Phonological cues to gender in sex-typed and unisex names*. <http://hdl.handle.net/10066/10189> (1. März 2019).
- Frevert, Ute (1995): Geschlecht. Männlich/weiblich. Zur Geschichte der Begriffe (1730–1990). In Ute Frevert (Hrsg.), *Mann und Weib und Weib und Mann. Geschlechter-Differenzen in der Moderne*, 13–60. München: Beck.
- Gansen, Peter (1922): Über weibliche Vornamen bei Knaben und männliche Vornamen bei Mädchen. *Familiengeschichtliche Blätter* 20 (6), 153–156.
- Gerhards, Jürgen (2003): *Die Moderne und ihre Vornamen*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Günthner, Susanne (2016): Praktiken erhöhter Dialogizität. Onymische Anredeformen als Gesten personifizierter Zuwendung. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 44 (3), 406–436.
- Hermanns, Fritz (1995): Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. In Andreas Gardt et al. (Hrsg.), *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen*, 69–101. Tübingen: Niemeyer.
- Hirschauer, Stefan (2013): Geschlechts(in)differenz in geschlechts(un)gleichen Paaren. Zur Geschlechterunterscheidung in intimen Beziehungen. In Alessandra Rusconi et al. (Hrsg.), *Paare und Ungleichheit(en). Eine Verhältnisbestimmung. Sonderheft Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* 2, 37–56.
- Jäger, Ludwig (2006): Anmerkungen zur Kulturwissenschaftlichkeit der Linguistik. *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 34 (3), 28–49.
- Jurafsky, Daniel (1996): Universal tendencies in the semantics of the diminutive. *Language* 72 (3), 533–578.
- Lamparth, Birgitta (2016): Welcher Name für welches Kind? *Der Sprachdienst* 6 (16), 235–236.
- Linke, Angelika (2010): Textsorten als Elemente kultureller Praktiken. In Peter Klotz, Paul Portmann-Tselikas & Georg Wiedacher (Hrsg.), *Kontexte und Texte*, 127–146. Tübingen: Narr.
- Linke, Angelika (2011): Signifikante Muster. Perspektiven einer kulturanalytischen Linguistik. In Elisabeth Wåghäll Nivre et al. (Hrsg.), *Begegnungen. Das VIII. Nordisch-Baltische Germanistentreffen in Sigtuna vom 11. bis zum 13.6.2009*, 23–44. Stockholm: Acta Universitatis Stockholmiensis.
- Mitterauer, Michael (1993): *Ahnen und Heilige. Namengebung in der europäischen Geschichte*. München: Beck.
- Macha, Jürgen (1997): Konstanz, Variation und Wandel familiärer Anredeformen. In Hildegard Macha & Lutz Mauermann (Hrsg.), *Brennpunkte der Familienerziehung, 199–218*. Weinheim: Deutscher Studien Verlag.
- Moser, Peter (2009): Vornamen klingen heute anders als früher. Entwicklungstendenzen bei der Vornamenwahl von Zürcher Eltern 1988–2008. *Statistik info* 08/09, 1–20.
- Nübling, Damaris (2017a): Beziehung überschreibt Geschlecht. Zu einem Genderindex von Ruf- und von Kosenamen. In Angelika Linke & Juliane Schröter (Hrsg.), *Sprache und Beziehung*, 99–118. Berlin: De Gruyter.
- Nübling, Damaris (2017b): Personennamen und Geschlechter/un/ordnung. Onymisches doing und undoing gender. In Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Un/doing Differences. Praktiken der Humandifferenzierung*, 307–335. Weilerswist: Velbrück.
- Nübling, Damaris (2018): *Luca und Noah*. Das phonologische Degendering von Jungennamen seit der Jahrtausendwende. In Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 239–269. Berlin: De Gruyter.
- Nübling, Damaris (i. Dr.): Geschlechter(un)ordnungen in der Grammatik. Deklination, Genus, Binomiale. In Albrecht Plewnia (Hrsg.), *Neues vom heutigen Deutsch*. Berlin: De Gruyter.
- Nübling, Damaris & Stefan Hirschauer (Hrsg.) (2018): *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*. Berlin: De Gruyter.
- Oelkers, Susanne (2003): *Naming Gender. Empirische Untersuchungen zur phonologischen Struktur von Vornamen im Deutschen*. Frankfurt am Main: Lang.
- Raveling, Irma (1955): Männernamen bei Frauen. *Ostfreesland. Kalender für Jedermann* 65, 161–164.
- Raveling, Irma (1988): *Die ostfriesischen Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Verbreitung*. Aurich: Ostfriesische Landschaft.
- Rolker, Christof (2018): Nachbenennungen über die Geschlechtergrenze. In Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 215–238. Berlin: De Gruyter.
- Schmidt-Jüngst, Miriam (2018): Der Rufnamenwechsel als performativer Akt der Transgression. In Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 45–72. Berlin: De Gruyter.
- Schmuck, Mirjam (2018): Deutsche und niederländische Unisexnamen. Entstehung und variable Geschlechtsneutralität. In Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 271–302. Berlin: De Gruyter.
- Schnettler, Otto (1933): Frauen mit Männernamen. *Aufroter Erde. Beilage zum Münsterischen Anzeiger* 8 (6), 42–43.
- Schröter, Juliane (2014): Analyse von Sprache als Analyse von Kultur. Überlegungen zur kulturanalytischen Linguistik am Beispiel von Briefschlüssen im 19. und 20. Jahrhundert. In Nora Benitt et al. (Hrsg.), *Kommunikation – Korpus - Kultur. Ansätze und Konzepte einer kulturanalytischen Linguistik*, 25–45. Trier: Wissenschaftlicher Verlag.
- Schröter, Juliane (2016): *Abschied nehmen. Veränderungen einer kommunikativen Kultur im 19. und 20. Jahrhundert*. Berlin: De Gruyter.
- Seibicke, Wilfried (2008): *Die Personennamen im Deutschen*. Berlin: De Gruyter.

- Siegfried, Inga (2018): Personennamen als verkörperte Wissensansprüche. In Damaris Nübling & Stefan Hirschauer (Hrsg.), *Namen und Geschlechter. Studien zum onymischen Un/doing Gender*, 29–44. Berlin: De Gruyter.
- Simon, Michael (1989): *Vornamen wozu? Taufe, Patenwahl und Namengebung in Westfalen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*. Münster: Coppenrath.
- Steche, Theodor (1927): *Die neuhochdeutsche Wortbiegung unter besonderer Berücksichtigung der Sprachentwicklung im 19. Jahrhundert*. Breslau: Hirt.
- Tammena, Manno Peters (2009a): *Namengebung in Ostfriesland. Personennamen, patronymische Namen. Ursprung, Entwicklung, Niedergang*. Norden: SKN.
- Tammena, Manno Peters (2009b): *Von Aafke bis Zwaantje. Besonderheiten und Merkwürdigkeiten der Namengebung in Ostfriesland*. Norden: SKN.
- Tienken, Susanne (2015): Muster. Kulturalanalytisch betrachtet. In Christa Dürscheid & Jan Georg Schneider (Hrsg.), *Handbuch Satz, Äußerung, Schema*, 464–484. Berlin: De Gruyter.

Lann Hornscheidt

## Sprachliche Gewalt differenzieren

### Plädoyer für eine kulturalanalytische diskriminierungskritische Sprachwissenschaft

**Abstract:** Der Artikel diskutiert, wie strukturelle Gewalt und Sprachhandlungen zusammenhängen. Es wird ausgehend von einem konstruktivistischen Verständnis von Sprache, Diskriminierung/Gewalt, Denken, Handeln und Identität aufgezeigt, welche Rolle stark sozial verfestigte und solchermaßen naturalisierte Sprachhandlungen auf Vorstellungen zu Diskriminierung haben. An Beispielen konventionalisierter personaler Appellationen, sprachlichem Ausdruck von Privilegien und einer Analyse von Argumentationen wider politische Sprachveränderungen werden Aspekte eines komplexen Gewaltverhältnisses verdeutlicht.

**Keywords:** konstruktivistische Sprachwissenschaft, Sprachhandlung, aktivistische Sprachwissenschaft, Sprachgewalt, sprachliche Kategorisierungen und Gewalt, sprachliche Diskriminierung, rassifizierte sprachliche Kategorisierungen, Sprache und Antisemitismus

Warum ist strukturelle Diskriminierung, die ich hier als Gewalt bezeichne, so langlebig, so immer wieder neu sich verfestigend, so unauflösbar trotz aller individuellen Lippenbekenntnisse und politischen Gleichstellungsprogramme? Welche Rolle spielt Sprache für die so verstandene Grundsätzlichkeit von Gewalt und ihrer Aufrechterhaltung? Wie also hängen Sprache und Gewalt zusammen? Mögliche Ideen dazu, auch in Bezug auf eine Ausweitung sprachwissenschaftlichen Interesses, formuliere ich in dem vorliegenden Artikel. Mein erkenntnistheoretischer Ausgangspunkt ist ein konstruktivistisches Verständnis, was Gewalt als strukturelle Diskriminierung und Sprache grundsätzlich als Sprachhandlung in jeglicher Form versteht. Ich beginne mit einer kurzen Einordnung der Frage in disziplinäre Logiken und öffentliche Wahrnehmungen, um von hier aus zu argumentieren, wie Sprache nicht nur Widerspiegelung von Gewalt ist, sondern als Sprachhandlungen verstanden potentiell gewaltvoll sein kann.

---

**Lann Hornscheidt:** xart splitta e. V., Hasenheide 73, 10967 Berlin, Deutschland, E-Mail: [veranstalten@lannhornscheidt.com](mailto:veranstalten@lannhornscheidt.com)